

Das alte Wissen gegen den Klimawandel

In den südlichen Anden sind die Folgen der von Industrieländern produzierten Treibhausgase bereits spürbar

Von Wolfgang Kunath

Wenn man alleine bei Nebel in den ungastlichen Höhenlagen der Anden unterwegs ist, dann zeigt sich der Berggeist Apu Tapacocha manchmal – Marcos Mejía hat ihn selbst gesehen. Ihm erscheint der Apu auch im Traum, und er hat ausdrücklich gebilligt, dass die Menschen hier oben, über 4000 Meter Höhe, drei Lagunen anlegen, um sich mit Wasser zu versorgen. Dass der Apu Tapacocha – die Lagunen heißen so wie er – zugestimmt hat, sagt Mejía, erkennt man schon daran, dass das Werk ohne Unfall gelungen ist und seinen Zweck erfüllt.

Mejía hat einen weißen Bogen Karton mit hinauf genommen an den mittleren der drei Seen. Am Ufer breitet er ihn aus und legt zwei Sträußchen rosa Nelken drauf. Seine Begleiter suchen aus einer Handvoll Koka-Blätter die schönsten aus, knien nacheinander vor dem Bogen nieder, hauchen die blassgrünen Blättchen an und bringen sie dem Apu dar.

Sie sprechen ein Gebet an ihn, einige bekreuzigen sich dazu. Dass alle Besucher Nichtraucher sind und deshalb Zigaretten als Opfergabe ausfallen, nimmt der Apu nicht krumm, versichert Mejía; man kann ihn aufs nächste Mal vertrösten. Auch dass kein Duftwässerchen zur Hand ist, macht nichts. Mejía greift ins Wasser, holt das Fläschchen vom letzten Mal hervor und tröpfelt jedem etwas in die Hände: Ein Freundschaftsbeweis des Apu.

Irrationales Larifari – ja, so kann man dieses Schamanentum natürlich abtun. Mejía und seine Kollegen – sie treffen sich einmal im Jahr und nehmen die Rauschdroge Ayahuasca, um ihre spirituellen Kräfte zu stärken – sind der Ansicht, dass die Sterne schwächer leuchten, dass die Tage kürzer sind als früher, dass die vielen Erdbeben und -beben die Erdachse verschoben haben. Aber unterscheidet sich dieser Befund, wenn auch anders ausgedrückt, wirklich so sehr von dem Gefühl, das viele Menschen in Europa beschleicht: Dass die Welt irgendwie aus den Fugen geraten ist? Gelangt die Kosmvision der Anden am Ende nicht zum gleichen Schluss wie die westliche Wissenschaft: dass der Mensch die Natur über die Grenze ihrer Zerstörung hinaus beansprucht hat?

In Lima, der Hauptstadt von Peru, kommen in der ersten Dezemberhälfte Delegationen aus 195 Ländern zusammen, um über den Klimawandel zu beraten. Wie üblich halten sich die Erwartungen an diese Konferenz, COP 20 genannt, in Grenzen. „Die USA, China und Japan sagen uns schon, wo es langgeht“, meint etwa Mario Saravia, der Condesan, einer Organisation zur Förderung nachhaltiger Landwirtschaft in den Anden, angehört, „alle werden irgendwas ankündigen, und niemand wird sich zu irgendetwas verpflichten“. Das Vertrauen, dass im Rahmen der Vereinten Nationen ein wirksames Klimaabkommen zustande komme, sei längst verspielt, sagt die „Gruppe Peru COP 20“, in der sich peruanische Gewerkschaften, Kirchen,



Bauer Julián und seine Familie haben sich mit Erfolg an veränderte Verhältnisse angepasst. WOLFGANG KUNATH



Florencio Tunquipa leidet darunter, dass er das Wetter nicht mehr einschätzen kann. WOLFGANG KUNATH

Nichtregierungsorganisationen vereint haben.

Warum hat sich das Klima so verändert? Mejía sagt zum einen, die Apus wendeten sich ab, weil „wir sie mit der Bibel in der Hand ansprechen“. Das geht nicht gegen die katholischen Geistlichen ab, die sich – jedenfalls in den Hochanden – seit Jahrhunderten mit den Apus arrangiert haben, sondern gegen die „evangélicos“, die neuen Heilskirchen, die in den Bergegeistern den Satan sehen. Aber Mejía fügt eine zweite Erklärung hinzu; sie mündet in eine Anklage, der man wohl auch in Europa pflichtschuldig Beifall spenden würde: „Die Industrieländer sind die Verschmutzer, und wir sind die Saubermacher!“

Saubermacher jedenfalls im engeren Sinne. Vielleicht wagt sich nach der Konferenz ja der ei-

ne oder andere der 12000 Teilnehmer hinauf auf die Puna, das baum- und buschlose Hochland in den südlichen Anden. Denn dort oben kann man sehen, was der Klimawandel schon heute in einem fragilen Naturraum anrichtet. Und wie sich die Kleinbauern den neuen Lebensverhältnissen anpassen, die die Treibhausgase der industrialisierten Welt erzeugt haben.

„Früher konnte man sich darauf verlassen, dass der Regen rechtzeitig kam“, sagt Florencio Tunquipa, „heute fällt er unregelmäßiger und viel stärker, und der Wind hat zugenommen“. Seine Ernten würden immer kleiner, und deshalb ging er 2002 nach Huancaraní, eine Kreisstadt in der Region Cusco. Glück hat ihm das nicht gebracht: „Ich hab' hart gearbeitet auf dem Bau, aber das

Geld hat trotzdem nie gereicht, um die Familie zu ernähren“.

Und als er 2010 auf seine Scholle zurückkehrte, hatte er nochmal Pech. Finanziell unterstützt von deutschen Welthungerhilfe, hatte Arariwa, ein regionaler Verein zur Förderung der nachhaltigen Landwirtschaft, ein Projekt für die vom Klimawandel betroffenen Kleinbauern gestartet. Aber Florencio kam zu spät, das Programm hatte schon begonnen. „Wenn ich noch könnte, ich würde gleich morgen früh anfangen“, sagt er.

Und dass er das will, liegt an seinem Nachbarn Julián Quispe. Der hat nämlich teilgenommen und ist zu einer Art Muster-Bauer geworden. Strahlend erzählt der 35-jährige, was er heute alles anders macht: „Wir haben einen Gemüsegarten angelegt, und was

wir da ernten, das haben wir früher einfach nicht gegessen“. Die einheimischen Keñwa-Bäume schützen die Beete vor Wind, im Stall quieken Dutzende von Meerschweinchen, die gute Preise erzielen, und was Juliáns acht Kühe und 14 Lamas hinterlassen, wird zu organischem Dünger aufbereitet, der die Erträge bis zu 80 Prozent erhöht. Viele Varianten zu pflanzen, damit wenigstens einige die Unbilden des immer verückteren Wetters überstehen, und Aufforstung mit Kiefern, bei denen sich ganz von alleine Pilze ansiedeln, die man verkaufen kann, das sind weitere Techniken der Anpassung.

Niederschläge lassen sich besser nutzen, wenn das Wasser gespeichert wird

Aber zuallererst geht es um das Elementare: Wasser. „Sembrar el agua“, sagen sie hier oben, das Wasser sähen. Gemeint sind all die Techniken, um die Niederschläge besser zu nutzen, indem man sie speichert. Darum geht es auch bei den Lagunen von Wasser-Meister Mejía, die ebenfalls mit Unterstützung der Welthungerhilfe in den Bergen im Umland der Provinzstadt Ayacucho angelegt wurden. Sie haben keinen Abfluss, sondern lassen ihr Wasser in den Boden sickern, wo es die viel tiefer gelegenen Quellen speist und damit 330 Familien zugutekommt. Man sieht es von hier oben nicht, aber die grünen Flecken stechen so leuchtend aus der grau-braunen Gebirgslandschaft hervor, weil sich dort ein Sprinkler dreht: die Ernte des gesäten Wassers.

Es ist, ein paar Einsprengsel der Modernität ausgenommen, das Wissen der Vorväter, das gegen den Klimawandel ins Feld geführt wird. Ein merkwürdiger Widerspruch: Warum muss den Andenbauern heute das beigebracht werden, was unzählige Generationen vor ihnen beherrschten? Erstens wegen der Guerrilla-Gruppe Leuchtender Pfad, die in den Achtzigern in den Anden aktiv war. Die Armee schlug zurück, die Bauern gerieten zwischen die Fronten. Im Klima allgemeinen Terrors war nicht mehr daran zu denken, die Felder zu bestellen. Wer nur konnte, flüchtete in die Städte. Und zweitens weil die Agrarwissenschaft das traditionelle Wissen diskreditiert, sagt Magdalena Machaca, 46, Geschäftsführerin des Vereins Bartolomé Aripaylla, der das traditionelle Agrarwissen propagiert. Die Agraringenieurin hat es an der Uni selbst erlebt: „Was da gelehrt wurde, war zum großen Teil nicht auf unsere Bedingungen anwendbar“. Das bezieht sich nicht nur aufs Technische: Zwischen Landwirtschaft und Agri-Kultur besteht ein himmelweiter Unterschied.

Modern wirtschaften, das wurde in den Anden jahrzehntelang gepredigt. „Du gibst deinen Kartoffeln doch irgendwelche Hormone“ – bis heute bekommt das noch einer der Bauern von seinen Nachbarn zu hören, der mit organischem Dünger prächtige Erfolge erzielt.